Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum

Herausgeber: Benediktiner von Mariastein

Band: 77 (2000)

Heft: 2

Artikel: 111 Tage in Italien : Durchkreuzte Stille in Camaldoli

Autor: Sury, Peter von

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1030898

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

111 Tage in Italien

Durchkreuzte Stille in Camaldoli

P. Peter von Sury

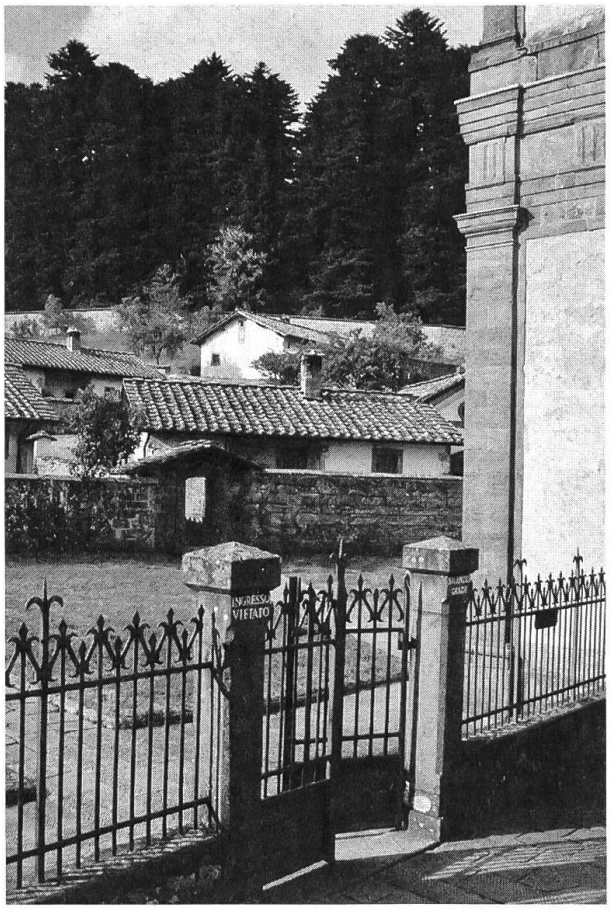
Werde ich es schaffen? Wird mir die Rückkehr in den klösterlichen Alltag ohne weiteres gelingen – nach mehr als 16 Jahren Arbeit in der Pfarreiseelsorge? Diese Fragen beschäftigten mich, als vor ungefähr zwei Jahren feststand, dass ich auf Ende Januar 1999 die Aufgaben in Dekanat und Pfarreien verlassen und einen neuen Lebensabschnitt beginnen würde. Schon länger trug ich mich mit der Absicht, eine Pause einzuschalten. Und jetzt bestand tatsächlich Aussicht, dass sich dieser Wunsch verwirklichen liesse. Der Abt hatte seine Einwilligung gegeben, dass ich im Laufe des Jahres 1999 einen «Sabbat» einschalten könne, eine Ruhezeit, eine Zeit zum Verschnaufen, zum Nachdenken und zur Neuausrichtung.

Eine gute Wahl

Wo und wie sollte dies geschehen? Sollte ich die Zeit für die Fort- oder Weiterbildung, für eine Zusatzausbildung nutzen? Oder um etwas ganz Neues kennenzulernen? Nach längerem Herumhorchen, Erwägen und Bereden wurde mir klar, was es sein sollte: eine Zeit, in der ich auf innere und äussere Distanz zum Bisherigen gehen konnte, eine Gelegenheit auch, mich wieder intensiv mit meinem Leben als Mönch auseinanderzusetzen, eine Chance schliesslich, mich auf das Wesentliche zu besinnen und zu den Quellen zurückzukehren: zur Heiligen Schrift, zur Tradition des Mönchtums, zur geregelten Lebensweise der klösterlichen Gemeinschaft. Ich wollte dies in einer Umgebung tun, die einerseits genug weit entfernt war, damit ich die nötige Sammlung wahren konnte, anderseits sollte es ein Ort sein, wo ich mich schnell zurechtfinden würde.

Ich erinnerte mich an das italienische *Kloster von Camaldoli*, gelegen in der nördlichen Toskana, das ich von meiner römischen Studienzeit her kannte. Die Gemeinschaft war zu Beginn des 11. Jahrhunderts in den weiten Wäldern des Apennin vom heiligen Romuald gegründet worden und vereinigt seither in einzigartiger Weise zwei Erfahrungen des Mönchslebens, nämlich das Leben in der Gemeinschaft mit der Möglichkeit, sich als Einsiedler zurückzuziehen. Als dann Anfang 99 feststand, dass ich von Mitte März an für drei bis vier Monate in einem der zwanzig Häuschen im Sacro Eremo di Camaldoli leben darf, spürte ich, dass ich einen guten Entscheid getroffen hatte. Und so traf ich dort ein am Freitag, 12. März. Don Alberto, ein 45jähriger Mönch, der früher in Cremona als Chemiker bei der Fiat gearbeitet hatte, holte mich am Bahnhof von Bibbiena ab, im Hinterland von Arezzo, am Oberlauf des Arno-Flusses gelegen. Herrschte hier bereits mildes Frühlingswetter, so traf ich im Eremo von Camaldoli, auf über 1100 m gelegen, noch winterliche Verhältnisse an: schneebedeckte Strassen, Eiszapfen an den Dachrinnen, nebelverhangene Tannenwälder, grosse Stille und Abgeschiedenheit – genauso wie ich es mir erhofft hatte. Die Wohnverhältnisse in dem mir zugewiesenen Häuschen – es war die Cella Unserer Lieben Frau von Loreto – waren schlicht, aber so, dass sich gut darin leben liess. Ein Holzofen in der Wohn- und Schlafstube war bis Ende Mai mein Wärmespender. Die

frostige Kälte beim Aufstehen am Morgen war die deutlich spürbare Reaktion auf meine anfängliche Unbeholfenheit im Umgang mit dem Ding. Dank der freundschaftlichen Aufnahme im Kreis der zehn weissgewandeten Mönche, unter denen zwei weitere Dauergäste weilten, und auch durch den ruhigen Tagesrhythmus fand ich mich rasch zurecht. Viermal täglich trafen wir uns in der Kirche zum Gebet, und auch die Mahlzeiten führten uns zweimal am Tag zusammen. Neben verschiedenen kleinen Diensten, die ich für die Gemeinschaft zu erbringen hatte, blieb mir viel Zeit. Bald schon erkundete ich die nähere Umgebung und streifte regelmässig durch die weiten Wälder, die während Jahrhunderten von den Mönchen sorgfältig gepflegt wurden. Als im letzten Jahrhundert die Klöster aufgehoben wurden, wurden auch die Wälder von Camaldoli zur Staatsdomäne, was sie, mitsamt dem Kloster, bis heute geblieben sind. Seit ein paar Jahren bilden sie einen grossen Naturschutzpark, der für Wanderer, Pfadfindergruppen, Schulklassen überaus anziehend wirkt. Doch das brauchte mich weiter nicht zu kümmern, ich war ganz darauf eingestellt, mich nun nach innen zu kehren. Ich hatte errechnet, dass zwischen dem 15. und 20. März 1999 der Tag liegen musste, den ich als eine Art Wasserscheide empfand: der Tag, an dem ich die Hälfte meines Lebens als Mönch im Kloster zugebracht haben würde. Doch dann kam sehr bald jener andere Tag, der nicht vorgesehen war.



Blick in den Eremo von Camaldoli (im Hintergrund meine Cella).

Ein schwarzer Mittwoch

Mittwoch, 24. März 1999: Ein aufwühlender Tag, der in seiner Widersprüchlichkeit kaum verrückter hätte sein können. Zwei Ereignisse waren angesagt, die dem Selbstbewusstsein der Italiener mächtig schmeichelten: Romano Prodi wurde Präsident der Europäischen Kommission, und in Hollywood sollte Roberto Benigni *(«La vita è bella»)* den Oscar in Empfang nehmen. Aber zwei andere Ereignisse stellten das alles gleichentags in einen tragischen Schatten: die Brandkatastrophe im Montblanc-Tunnel und der Beginn des Nato-Krieges gegen Serbien im Kosovo. Über Nacht stand Italien im Krieg, von seinen Flugplätzen starteten allabendlich die Bomber Richtung Belgrad.

Und ich hatte viel Zeit zum Nachdenken, nicht nur über das, was geschah, nicht nur über die allgemeine Verwirrung der Geister, sondern auch darüber, wie all das vom Fernsehen vermittelt und teilweise mitverursacht wurde. Ob ich wollte oder nicht – ich musste das Geschehen mitverfolgen aus der Perspektive einer kriegführenden Nation. Wochenlang beherrschten die Medienszene leidenschaftliche Debatten über die moralische Notwendigkeit oder Verwerflichkeit dieses Krieges, über die Ignoranz des Westens gegenüber dem Balkan und über das Versagen Europas, über die Ungewissheit des «nachher». Gleichzeitig ging eine Welle der Hilfsbereitschaft und Solidarität durchs Land ange-

sichts des unendlichen Flüchtlingselends jenseits der Adria, das vor der Küste Apuliens nicht Halt machte. Ich staunte, wie sehr in Italien der Einsatz Freiwilliger organisiert ist und wieviel gezielte Hilfe innert kürzester Zeit auf die Beine gestellt werden konnte.

Bei älteren Leuten wurden böse Erinnerungen wach. Zwei siebzigjährige Frauen, die über Ostern in Camaldoli zu Gast waren, begannen

Altar im Eremo von Camaldoli. Es handelt sich um eine Terrakotta des Andrea della Robbia, ein Meisterwerk der Renaissancekunst aus dem 15. Jh.: Madonna mit Kind, links Romuald und Magdalena, rechts Johannes der Täufer und Antonius der Einsiedler.

von ihren Kindheitstagen zu erzählen, wie 1943/44 auf Sardinien Cagliari und in Oberitalien Modena und andere Städte bombardiert wurden: *«Ich weiss, was Bomben, was Fliegeralarm, was Flucht in den Keller, was Angst bedeuten»*, sagten sie mit schreckensweiten Augen. Ich hatte Zeit, mir das alles zu Herzen zu nehmen und in den Zeitungen die gescheiten Hintergrundberichte, die kontroversen Kommentare und die hilflosen Appelle des Papstes zur Kenntnis zu nehmen.

Der Blick nach innen wendet sich nach Osten

Der Schatten, ja der Schock dieses Krieges wich nicht mehr von mir. Meine geplante Reise nach innen führte zwangsläufig an den endlosen Flüchtlingskolonnen vorbei, ich konnte nicht absehen von den «unbeabsichtigten» Bombenopfern, ich musste den Lärm der Kampfflugzeuge zulassen, die pausenlos starteten und landeten auf dem Nato-Stützpunkt in Aviano im Friaul. Die Abgeschiedenheit in den stillen Wäldern des Apennin erwies sich weitgehend als Fiktion – eine fromme Illusion vielleicht, ja sogar eine Flucht? Das Tagebuch, das ich führte, wurde mehr und mehr zum Kriegstagebuch. Ich musste die aufgewühlte Stimmung jener Tage und Wochen irgendwie zur Sprache bringen und versuchte in Worte zu fassen, was mich im Grunde sprachlos machte. Etwas davon kann in dem Text auf der nächsten Seite nachgelesen werden. Als wir dann am Samstag, 8. Mai, in der Eucharistiefeier die Lesung aus der Apostelgeschichte hörten, durchzuckte uns die unerhörte Aktualität der Heiligen Schrift: *«In Troas hatte Paulus in der Nacht eine Vision. Ein Mazedonier stand da und bat ihn: ‹Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns!›» (Apg 16,9).*

Ein bitterböser Artikel über den Wahnsinn in Geschichte und Gegenwart des Balkan, verfasst vom serbischen Schriftsteller Predrag Matvejevic, der seit 1991 als politischer Flüchtling in Rom lebt, liess mich erschauern und machte mir bewusst, dass ich keine Ahnung habe von diesem Teil Europas – wenn ich denn den Balkan überhaupt als ein Teil Europas betrachtete; bitter stellt er fest: «Zur Zeit des Kalten Krieges bildete Titos Jugoslawien so etwas wie ein Niemandsland: Waren wir Europas äusserste Grenze, oder galten wir als Vorhut der Dritten Welt in Europa?» Genau so war es.

Balkanische Jahreszeiten, neunzehnhundertneunundneunzig

Frühling lässt sein blaues Band
wieder flattern durch die Lüfte –
Glut des Sommers würgt das Land,
herbstlich modern schon die Düfte
in der Erde
von Kosova-Metohija.
Und schaut: wie graut
todbringende Intelligenz
am Himmel
von Belgrad.
Verstummt ist Klag und Jubel –
und lauscht: wie rauscht
blutspurendes Schimmelgrün
durchs Herz
der Europa.
In God We Trust –
Wie Lust!
We Dust!
Flog durch die stillen Lande
als flöge sie
zur Hölle.

Und zurückbleibt
das Ende der Geschichte,
menschenleer.
Balde ruhest du auch –
eingetaucht
im grauen Schnee
von Sarajewo.

Und nun erweist sich dieses Niemandsland als grosse Eiterbeule im Europa der 90er Jahre und hat nicht nur die Jubiläumsfeier zum 50jährigen Bestehen der Nato, sondern auch die Aufbruchstimmung der bevorstehenden Jahrhundertwende durchkreuzt. Westlicher Dünkel, katholische Alleinseligkeit, schweizerischer Neutralitätsfimmel – das ergab einen Mix, der die geistige Öffnung Richtung Südosteuropa gründlich verhinderte und jede Bereitschaft, etwas dazulernen zu wollen, im Keim erstickte. Ich erkannte, dass ich viel aufzuholen und auch einige Vorurteile zu revidieren hatte.

Indem ich beispielsweise ein besonderes Anliegen des Papstes ernst nehme. Seit Beginn seines Pontifikates ruft er unermüdlich dem Westen Europas seine östliche Hälfte – den «anderen Lungenflügel», wie er es nennt – in Erinnerung. Ich hatte in Camaldoli Gelegenheit, sein Apostolisches Schreiben «Orientale Lumen» vom Mai 1995 zu studieren. Darin mahnt Johannes Paul II. die Kirchen des Westens, sich viel stärker darum zu bemühen, dass sie die Kirchen des Ostens kennenlernen und sich von deren reichen Glaubenserfahrung beschenken zu lassen. Der Papst erhofft sich besonders von den Mönchen Initiativen und Impulse, damit es zu Begegnungen und zu einer vertieften gegenseitigen Wertschätzung kommen kann. Das Mönchtum müsste in diesem vernachlässigten Bereich der Ökumene eine wichtige Rolle spielen, weil es zu den Traditionen gehört, die den Kirchen des Westens und des Ostens seit frühester Zeit gemeinsam sind. Es blieb mir noch Zeit, um mich den Texten der alten Mönchsväter zuzuwenden und mich mit der Frage auseinanderzusetzen, wie das Mönchtum im kommenden Jahrhundert aussehen werde, wenn es der vom Papst skizzierten Herausforderung gerecht werden soll.

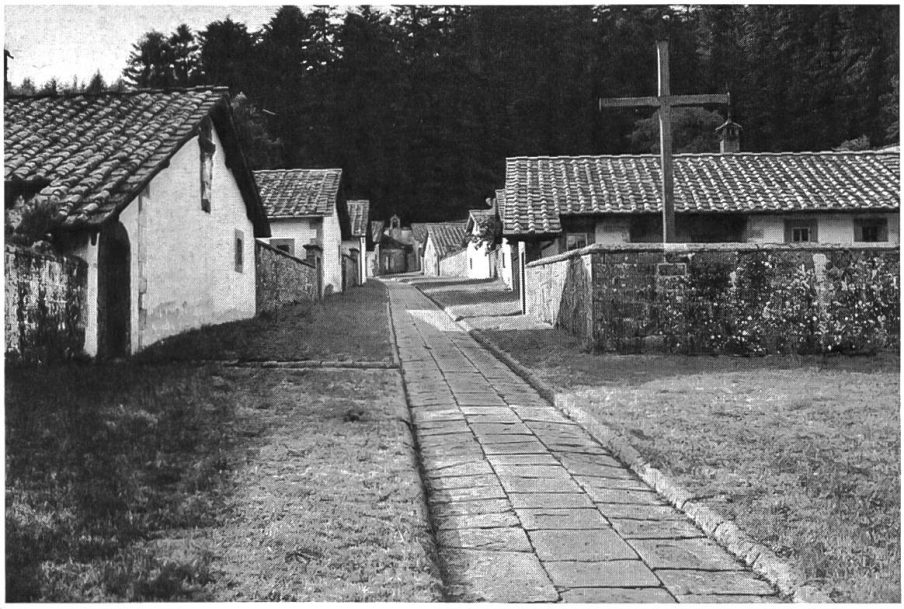
Als ich Ende Juni Camaldoli verliess, führte mich, sobald ich in der Stadt war, der erste Weg in eine Buchhandlung. «Serbi, croati, sloveni. Storia di tre nazioni» lautete der Titel des Taschenbuches, mit dem ich etwas mehr über jenen Teil Europas erfahren wollte, den

wir in vielsagender Ratlosigkeit nach wie vor «Ex-Jugoslawien» nennen. Auf der Heimreise schaltete ich einen Halt im Piemont ein und konnte bei der Mönchsgemeinschaft von Bose einen Bibelkurs mitmachen. Das war ein Glücksfall, über den ich ein andermal berichten will.

Inzwischen fielen keine Bomben mehr, hatten die militärischen Operationen aufgehört, die Nachkriegs-Zeit konnte beginnen und die Flüchtlinge zurückkehren. Und jetzt? Kosovo, Serbien, Balkan – noch ein Thema? Bereits wieder aus dem politischen Tagesgeschäft gekippt? Oder vom Krieg in Tschetschenien in den Hintergrund gedrängt? Zurück in der Schweiz, gewann ich den Eindruck, dass hierzulande der Kosovo-Krieg offenbar weitgehend aus einer inländischen Perspektive, nämlich als Flüchtlingsproblem wahrgenommen wurde. Nach allem, was ich in Italien mitbekommen hatte, schien mir das eine sehr beschränkte Wahrnehmung.

Mitte September konnte ich im Zinzendorf-Haus in Basel eine Veranstaltung besuchen, die unter dem Motto *«Gegen das Verdrängen – Friedenstag für den Balkan»* stand. Die Gruppen und Organisationen, die dieses Treffen anregten, schreiben dazu: *«Der Krieg um den Kosovo ist beendet. Übrig bleiben verbrannte Dörfer, zerstörte Städte, ‹ethnisch gesäuberte› Regionen, viel Leid, Trauer, Wut und Hass. Wenn all dies heilen soll, muss mehr geschehen als materielle Hilfe und militärische Präsenz fremder Truppen. Dann braucht es Friedensarbeit mit einem langen, sehr langen Atem.»* Es tat mir gut, von mehreren unscheinbaren Aufbauprojekten zu hören und Menschen kennenzulernen, die sich weiterhin bei uns oder im Kosovo und andernorts engagieren und sich nicht entmutigen lassen – kleine Schritte, die die grosse Politik nicht überflüssig machen, aber dafür sorgen, dass die Menschlichkeit nicht ausstirbt und Versöhnung nicht eine Worthülse bleibt. Mit Betroffenheit allein ist niemand geholfen.

Die dreieinhalb Monate in Italien ermöglichten mir einen sanften Übergang aus der Pfarreiseelsorge ins heimische Klosterleben. Bei den Mönchen von Camaldoli durfte ich eine wohltuende «Sabbat-Ruhe» verkosten. Doch die weltpolitischen Umstände der ersten Jahreshälfte 1999 brachten es mit sich, dass ich «hinkend» zurückkehrte, gewissermassen mit einer offenen Rechnung im Hinterkopf, die ich noch begleichen muss.



Die Einsiedelei von Camaldoli, gelegen in den Wäldern des Apennin, wurde vom hl. Romuald anfangs des 11. Jh. gegründet.